Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang. — Cincinnati, O., den 22. Januar 1886. — Nummer 30.

Moses Mendelssohn.

Von M. Spitz.

Nicht seine Weisheit nur ist's, die bewundert
Wird noch jetzt, jetzt, da völlig ein Jahrhundert
Dahingeschwunden über Moses' Grab;
Das schöne Beispiel ist's, das er gegeben:
Aus tiefster Niedrigkeit sich zu erheben,
Gestützt nur auf den alten Mosesstab. —

Nicht daß er sich s o h o c h emporgerungen,
Vielmehr w i e er sich die Bahn erzwungen,
Auf der er glücklich den Erfolg erreicht:
Ja, dafür windet ihm die Lorbeerkränze,
Deß freundlich Wesen einem Geisteslenze
Zulächelt, dem des Geistes Winter weicht.

Ein mächt'ger Hemmschuh, wie im Alltagsleben
Ist auch im reinen, idealen Streben
Gar oft die schwere, bitt're Brodesnoth;
Doch er, in seinem heil'gen Feuereifer,
Ward im Gedankenreiche nur noch reifer,
Je schwerer, bitt'rer ihm der Kampf um's Brod.—

Woran konnt' er das hohe Licht entzünden,
Das er so mühsam selber erst mußt' finden?
Aus seinem eig'nen Herzen, riesenhoch,
Ergoß sich jene mächt'ge Gottesflamme,
Die seinem Nacht-umhüllten Brüderstamme
Erlösung brachte von dem Geistesjoch.

Allein, nicht arm an Brod nur und an Wissen,
Ihm war der Weg verstellt mit Hindernissen,
Die vielen Andern schon geraubt den Muth:—
Wie wunderbar ward dieser Geist entfaltet
In einer Form, so klein und mißgestaltet —
Ein Geist, so himmlisch weis', so menschlich gut!

Und dann — er war ja n u r e i n J u d' gewesen,
Der sich die Himmelstochter hatt' erlesen,
Die unter f r e i e n Menschen ihren Thron
Errichtet: Treuergeben ihrem Rufe
Stand doch und steht er auf der Weisen Stufe.
U n s t e r b l i c h H e i l d i r, **Moses Mendelssohn!**

St. Louis, im Januar 1886.

(Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorb. halten.)

Ein deutscher Minister.

Roman von **S. Kohn**, Verfasser von „Gabriel".

Zweites Kapitel.

Josef kam jetzt wöchentlich einigemal in's Schloß. Franz hatte Recht gehabt: Josef konnte gefallen. Im Umgange mit den Edelfräulein hatte er seine scheinbare Schüchternheit vollkommen abgestreift und bewies, daß er nicht nur ein reichbegabter, sondern auch ein hochgebildeter Mann sei. Er war in der Pfalz geboren, und als sein Vater starb, kehrte seine Mutter mit ihren zwei verwaisten Kindern, einem Sohne und einer Tochter, in ihre Heimath nach Miltenberg, in Würtemberg, zurück. Josef war bei seinem Oheime, seiner Mutter Bruder, einem berühmten Arzte in Würzburg, erzogen worden, der ihm eine gleiche Erziehung wie seinem eigenen Sohne angedeihen ließ. Josef sprach und schrieb latein, ebenso wie französisch und italienisch. Sein Oheim nahm als Leibarzt des Bischofs eine bevorzugte Stellung ein und benützte alle Vortheile derselben, um seinem Sohne und seinem Neffen eine weit über das Niveau der Gewöhnlichkeit reichende Bildung zu Theil werden zu lassen. Der gediegene Unterricht sowohl als die Unterweisung in allen Künsten und Uebungen, waren bei den begabten jungen Männern auf dankbaren, üppigen Boden gefallen. — Josef erschien jetzt den Mädchen als ein ganz Anderer. Er bewegte sich, wenn auch stets bescheiden, doch ungezwungen. Sein reiches Wissen, sein glänzender Geist, sein Witz, sein Scharfsinn machten sich, ohne daß er es beabsichtigte, fortwährend geltend. Er wußte über Alles belehrend und unterhaltend zu sprechen. Eine Blume, ein Buch, ein Musikstück, ein Fremdwort, ein geschichtlicher Name ... Alles das bot ihm oft Gelegenheit, eine wunderbare Fülle wissenswerther Kenntnisse in glänzender Rede zu entwickeln Oft überraschte er dadurch, daß er sich in Fächern gewandt erwies, in welchen man ihm dies am allerwenigsten zugetraut hätte. Franz hatte einmal in höhnender Weise bemerkt, daß in die Hand eines jungen, kräftigen Mannes besser eine Waffe als ein Fiedelbogen passe, und Josef hatte sofort, wenn auch in bescheidener Weise, bemerkt, daß er des Fechtens kundig; er habe dasselbe gleichzeitig mit dem Sohne seines Oheims erlernt. Franz ließ rasch zwei Rappiere bringen, und Josef erwies sich als ein tüchtiger und eleganter Fechter. Der Freiherr, der zufällig zu dem Fechtversuche kam, mißbilligte durch ein verdrießliches Kopfschütteln, daß Franz dem unebenbürtigen Gegner die Ehre eines Ganges erwies; aber sein scharfer Blick erkannte, daß Josef viel größere Vortheile über seinen Gegner hätte erlangen können, wenn er es eben gewollt, wenn er ihn nicht geschont hätte. Ebenso erwies sich Josef bei einer andern Gelegenheit, wo ein Ritt in die Apotheke des nächsten Städtchens, für die Haushälterin, die alte Brigitte, nothwendig war, als ein glänzender Reiter. Es kann nicht befremden, daß die Mädchen nach und nach vergaßen, daß Josef Jude sei, und selbst der stolze, starre Freiherr, der, ohne die leiseste Uebertreibung, jeden Nichtadeligen, Bürgerlichen als Halbmenschen, die Bauern aber als willenlose Objekte, als Nutzvieh betrachtete und auch behandelte, — mußte Josefs enorme Vielseitigkeit bewundern und konnte sich eines Gefühles der Achtung nicht erwehren.

Beide Mädchen waren für Josef in flammende Leidenschaft entbrannt, und diese hatte sich den Charakteren der Schwestern entsprechend bei diesen ausgebildet. — Leonorens begehrliche, sinnliche, stürmische, alle Schranken durchbrechende Natur hatte schon beim ersten Anblicke des herrlichen Jünglings an diesem unbegrenztes Wohlgefallen gefunden. Stand, Stellung, Sitte, die zwischen Beiden gähnende Kluft, — Alles das bestand vor Leonorens Phantasie nicht; und je öfter sie mit ihm zusammen kam, um so erregter ward sie. Sein Anblick trieb ihr das Blut in die Wangen, machte ihre Pulse stürmisch klopfen, ihr Herz höher schlagen....

Marie war auch eine leidenschaftliche, aber tiefer liegende Natur. Erst nach und nach brach sich die Neigung zu Josef in ihrem Herzen Bahn. Die unklaren Gefühle erhielten erst später feste Form; aber Marie erschrack vor dieser Leidenschaft, sie erzitterte vor der Allgewalt dieser übermächtigen Liebe. Was sollte daraus werden? Die J e t z t z e i t, die G e g e n w a r t, kennt die Schroffheit solcher gesellschaftlichen Gegensätze, wie sie d a m a l s bestanden eben nicht. Auch Marie ward trunken bei Josef's Anblick; aber sie glich dem vom Kohlendunste Betäubten, der, schon im halben Taumel befangen, wenigstens noch seine Rettung v e r s u c h t — sie wollte wenigstens ihre unsinnige Leidenschaft bekämpfen, wollte seinen Umgang meiden, nicht mehr mit ihm zusammenkommen, aber sie fürchtete, ihr ängstliches Bemühen würde ihre Gefühle erst recht verrathen. Und wenn sie allabendlich den festen Vorsatz faßte, morgen unter irgend einem Vorwande zu erklären, nicht mehr an der Musikstunde theilnehmen zu wollen, entfiel ihr am andern Morgen der Muth, ihre Absicht auszusprechen, sie zu motiviren; sie fürchtete die Schwester, die sie zu durchblicken glaubte und von ihr durchblickt zu sein fürchtete, — und, hätte sie auch den Muth dazu besessen, es wäre denn doch z u schmerzlich, es wäre denn doch ein z u schweres Opfer für sie gewesen!

Josef war ein junger, warmblütiger, vollkräftiger Mensch. Das junge Herz steht der Liebe jederzeit offen, und ein so früh geistig und körperlich ungewöhnlich entwickelter Mann müßte kein solcher, müßte ein Engel gewesen sein, wenn solcher Liebreiz, solche vollendete Schönheit, wie sie die beiden Mädchen im höchsten Grade besaßen, ohne tiefen Eindruck auf ihn hätte bleiben sollen.

Josef war nach einer zwischen seiner Mutter und seinem Oheime — deren Bruder — getroffenen Verabredung, seiner Cousine Hanna als Gatte bestimmt. Er hatte das Mädchen vor drei Jahren, ein anmuthsvolles, liebenswürdiges Kind, gesehen; aber der fünfzehnjährige Knabe war noch nicht geeignet, Liebe zu empfinden, das zarte eilfjährige Mädchen nicht im Stande, dieses Gefühl einzuflößen. Josef hatte bisher nie Frauen und Mädchen beachtet. Die Bauerndirnen, mit deren Familien er verkehrte, standen so tief unter ihm, daß er sie gar nicht bemerkte; Glaubensgenossen gab es auf dem flachen Lande in Würtemberg zu wenige, als daß er mit jüdischen Frauen oder Mädchen hätte zusammenkommen können; andere Kreise waren ihm verschlossen, und so waren die beiden Fräulein Miltenberg eigentlich die ersten Mädchen, die er näher zu kennen Gelegenheit fand. — Zu allererst durchströmte ihn ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl, wenn er das Cabinet der beiden Schwestern betrat. Der Parfum, der ihre Zimmer durchzog, das Rauschen und Knistern ihrer Seidenkleider versetzte ihn schon in eine gehobene festtägliche Stimmung. Wenn er, wie dies beim Violinunterrichte oft geschehen mußte, die Hand der Mädchen berührte, durchzuckte es ihn electrisch. Es waren dies die reinsten, zartesten Empfindungen, die Uranfänge, die Keime einer mächtigen, verzehrenden Leidenschaft ... Später wallte sein Blut schon heißer, seine Neigung wuchs riesenhaft. Als ihm diese bisher nie gekannten, nie geahnten Gefühle deutlicher wurden, schwankte er einen Augenblick zwischen den beiden Mädchen — dann aber entschied sich sein Herz für die edlere der beiden Schwestern, für Marie. Er hatte rasch erkannt, daß diese seine Neigung mit empfand, sein Gefühl erwiderte. Oft stand sie lange schüchtern, gesenkten Blickes vor ihm, und wenn sie dann doch plötzlich das seelenvolle Auge zu ihm erhob, wenn ihr holdes Gesicht in Verschämtheit rosig erglühte, — da zog all der unendliche Liebreiz siegreich in sein Herz und erfüllte ihn mit wonnigen Schauern. Aber Josef war trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit ein kluger Mann, und sah zu seinem namenlosen Schrecken, daß auch Leonore ihm ihre heiße Neigung schenkte. Bei Leonore äußerte sich diese wieder in einer andern, eben ihrem Wesen entsprechenden Weise. Ihr glänzendes Auge ruhte unabläßig auf Josef, als wollte sie in das Innerste seiner Brust blicken. Sie wollte ihrer Schwester nicht e i n Wort, nicht e i n e Miene Josef's als Vorzug gönnen. Wies er Marien, die seinem Unterrichte mit mehr Aufmerksamkeit als Leonore folgte, wie sie das Instrument, den Bogen zu halten habe, sofort verlangte Leonore die gleiche Unterweisung. Mit einer auffallenden, Josef bedrückenden Eifersucht, bewachte sie jede seiner, jede von Mariens Mienen; jedes Beifallsnicken, das er der musikalisch begabteren Schwester schenkte, neidete sie ihr.

Dem Freiherrn lag der Gedanke, daß sich zwischen dem Juden und einer seiner Töchter ein Liebesverhältniß anknüpfen könne, so ferne, daß er die Anzeichen dieser Leidenschaft nicht bemerkte, um so mehr, als er bei den Unterrichtsstunden nie anwesend war. Diese wurden in Gegenwart der alten Brigitte abgehalten. Die Warnung Franzens hatte der rasch verbrausende Mann schon längst vergessen. Brigitte war vielleicht der einzige nichtadelige Mensch auf Gottes

Erdboden, dem Miltenberg volle Menschenrechte zugestand. Sie war als fünfzehnjähriges, völlig verwaistes Mädchen an dem Tage, an welchem Kurt geboren, auf Schloß Miltenberg gekommen, und war seine Pflegerin geworden. Ihr Vater war Förster auf den Miltenberg'schen Herrschaften gewesen und hatte seinen Tod in der Erfüllung seiner Pflicht, im Kampfe mit Raubschützen gefunden. Brigitte gewann das ihrer Obhut anvertraute Kind lieb; der kleine Kurt erwiderte, als er sich entwickelte, die warme Zuneigung seiner Wärterin, und diese hatte sich nach und nach so in den Schooß der Schloßfamilie eingelebt, hatte, ohne es zu wissen, alle Anschauungen der freiherrlichen Familie in sich aufgenommen, so daß sie endlich nur für diese und in dieser zu leben vermochte, und hatte sich auch andererseits im Laufe von fünfundfünfzig Jahren vollkommen unentbehrlich gemacht. Sie war als junges Mädchen von vielen Freiern umworben, aber sie war ganz von dem stolzen Geiste der Miltenbergs erfüllt; ein adeliger Herr durfte sie nicht freien ... und einen andern mochte sie nicht. Sie ruhte lieber im Schatten erborgten fremden Glanzes, von dessen Reflexe sie sich beglückt glaubte, als an dem eigenen Herde eines braven bürgerlichen Gatten. Brigitte war ein altes, geschwätziges, zahnloses Weib geworden, das die beiden Mädchen wie ihre Augäpfel liebte. Sie bemerkte nichts. Der Einzige, der die Sachlage leichter hätte überblicken können, war Franz; aber dieser war zu seinem Regimente, das in Tübingen lag, einberufen worden.

Wir haben es schon erwähnt: Josef war ein frühzeitig denkender, überlegender Mann. Er sah zu seinem steigenden Schrecken, daß seine Leidenschaft für Marie emporwuchs. Auch er frug sich: Was soll daraus werden? Er fühlte es, es konnte für Beide nur Unheil, nur Furchtbares entstehen, — und er entschloß sich Miltenberg zu verlassen. Er wußte es wohl, es werde ihn ein schweres Opfer kosten, — aber, es mußte gebracht werden!

Es war eben eine Unterrichtsstunde zu Ende. Brigitte war zufällig durch ein häusliches Geschäft verhindert gewesen, bei der Musikstunde anwesend zu sein. Josef war heute ungewöhnlich ernst und schweigsam gewesen. Leonore hatte es vergebens versucht, ihn zum Gespräche anzuregen. Sie hatte sich von ihm über Vieles Belehrung erbeten, und während er sonst zuweilen über das scheinbar Unbedeutendste eingehend und mit Schwung zu sprechen pflegte, waren heute seine Antworten einsilbig, sich auf das Nothwendigste beschränkend.

„Meine gnädigen Fräulein," sprach Josef beim Abschied, „ich muß Ihnen eine Mittheilung machen, die Sie, wenn auch nicht interessiren, so doch vielleicht überraschen wird. Ich beabsichtige Miltenberg für immer zu verlassen."

Ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, eine platzende Bombe inmitten tiefsten Friedens unerwartet in eine Damen-Versammlung geschleudert, — hätte geringere Wirkung hervorgerufen, als die wenigen Worte, die Josef gesenkten Hauptes sprach. Es entstand eine Pause, und als er furchtsam sein Auge erhob, sah er Marie leichenblaß, zitternd, die Augen voll Thränen, während Leonorens Augen blitzten und eine brennende Scharlachröthe Gesicht, Nacken und den wogenden Busen überflog.

„Warum?" frug Leonore heftig und gebieterisch, während sie mit dem kleinen Fuße auf den Teppich stampfte. Weshalb? ... Ist Miltenberg nicht schön? .. und dürfen Sie ohne Erlaubniß meines Vaters Ihren Wohnort verlassen?"

Josef fühlte es, nicht Haß, nicht Verachtung sprach aus Leonorens Rede; nur die entfesselte Leidenschaft ließ Sie Worte sprechen, die sie wohl sofort, kaum gesprochen, schon schwer bereute.

„Ich bin Jude," entgegnete Josef ruhig, „wir Juden stehen höher als die Bauern ... wir sind des heiligen römischen Reiches unmittelbare Kammerknechte ... und was sollte auch den Freiherrn von Miltenberg veranlassen, mir den freien Abzug zu verwehren? — Er hat meiner Mutter, die hier geboren, gestattet, mit ihren Waisen aus fremdem Lande in die Heimath zurückzukehren — weshalb würde er uns nun, da wir wieder gehen wollen, zurückhalten? Ich bin mit meinen Abgaben nicht im Rückstande."

Marie blickte erschrocken auf Leonore; wie mochte diese so harte Worte sprechen, die Josef so tief verwunden mußten?!

„Was sind das für ungebührliche, unpassende Reden, Leonore?" fuhr sie erregt auf. „Ein Recht haben wir freilich nicht, Sie zu halten," wandte sie sich zu Josef, „aber ich glaubte, daß Sie ..."

Leonore war lauernd und erregt den Worten der Schwester gefolgt; als diese purpurerglühend stockte, ergänzte sie heftig:

„Wohl durch sanfte, feste Bande gefesselt seien, willst Du sagen ... durch Bande der Liebe ... an wen? — wohl an Dich, Du zartes, girrendes Täubchen ... nicht wahr, das dachtest Du, und das verschwiegst Du schlangenklug .... aber dieser Mensch .... in dessen Adern wohl Milch und nicht Blut fließt ... dieser Mensch, der nicht ahnt was Liebe ist ... der einer menschlich warmen Regung unfähig .... dieser Mann ist .... ein Jude! ... er liebt vielleicht nur eins auf der Welt .. Gold! — er ist nicht anders als die Andern!"

Leonore war sehr klug, aber ihre Klugheit wurde werthlos, wenn sie in maßlose Erregtheit gerieth. Ihre dämonische Leidenschaftlichkeit durchbrach alle Dämme. Nicht Anstand, Sitte, Scham konnten ihren wilden Ausbruch bewältigen; aber jetzt, nachdem sie die Worte sinnlos herausgesprudelt hatte, erkannte sie die volle Häßlichkeit ihres Benehmens. Sie hatte ihre Gefühle rücksichtslos, in verwerflichster Weise enthüllt, in Gegenwart ihrer Schwester enthüllt, die, wie sie fest überzeugt war, für Josef mit gleichem Feuer entbrannte. Leonorens Stolz war tief verletzt; sie hatte sich den Stachel in die eigene Brust gestoßen, sie hatte unbesonnen, thöricht, zwecklos gehandelt, und ein Gefühl unendlicher Scham überkam sie. Sie, die rasch und unüberlegt Entschließende, hätte gerne mit ihrem Leben die wenigen Worte ungesprochen, ungehört gemacht, der Preis wäre ihr in dem Momente gering erschienen. Sie warf sich schluchzend auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Marie war leichenblaß geworden; sie faltete unwillkürlich beide Hände, als wolle sie Josef wortlos all den Schmerz abbitten, den sein stolzes Herz jetzt erleiden mußte.

Der junge Mann war entsetzt, fassungslos .... daß die Verhältnisse so schnell zur Entscheidung drängen würden, hatte er nicht geahnt! — Was sollte geschehen? Wie sollte der rasch geschürzte Knoten entwirrt, wie, nach allen Richtungen hin, unsägliches Unheil vermieden werden? Eine Fluth von Gedanken durchstürmte seine Seele. Er war seiner Cousine Hanna verlobt, — aber wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, wenn ihn nicht die kindliche Liebe zu seiner blinden Mutter, nicht die Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen Oheim, der dem vaterlosen Knaben Heimath und Vaterhaus wiedergegeben, mit mächtigen Banden festgehalten hätte — was hätte geschehen können? .... Er — war Jude — sie — des stolzen, hochmüthigen, mächtigen Freiherrn Tochter .. und endlich, wenn er auch in irgend einer überraschenden Weise aller seiner Verpflichtungen gegen seine Verlobte enthoben, wenn eine übernatürliche Kraft etwa plötzlich alle Standes- und Religionsunterschiede in wunderbarster Art niederreißen, bis auf die letzte Spur vertilgen würde, wenn er unbeeinflußt von allen Verhältnissen, wenn er plötzlich Edelmann, gleichen Glaubens mit den Mädchen wäre ... dann hätte ihn sein Herz nicht zu Leonoren, es hätte ihn zu Marien hingezogen — und welche furchtbare Brandfackel hätte er zwischen die beiden Schwestern geworfen .... wie unendlich tief hätte er Leonore verletzen müssen, die ihn, das fühlte er trotz ihrer leidenschaftlichen Schmähungen, oder vielmehr durch dieselbe, mit selbstverzehrender Gluth liebte.

(Fortsetzung folgt.)

Rahel.

Erzählung aus dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von S. Kohn,

Verfasser von „Gabriel."

(Fortsetzung.)

Sigmund Ballenstädt machte eine längere Pause, während welcher er Heilbronn mit durchbohrendem Blicke fixirte. Dieser war zusammengesunken, seine Züge spielten ins Aschgraue, er senkte die Augen zu Boden, schlug beide Hände vors Gesicht und ächzte laut auf, so daß Rahel, Mitleid mit ihm fühlend, unwillkürlich Ballenstädt's Arm ergriff, als wolle sie ihn dadurch am Weitersprechen verhindern; aber dieser fuhr so ruhig, als wenn es sich um die allergewöhnlichste Sache gehandelt hätte, fort:

„Das Bündel enthielt ein von drei Zeugen unterfertigtes, und, wie ich als Jurist versichern kann, vollkommen rechtskräftiges, unanfechtbares Testament Ihres Urgroßvaters Abraham Heilbronn. In diesem erklärt er, sein Vermögen schon bei Lebzeiten bis auf einen Rest von zehntausend Gulden in gerechter Weise unter seine Kinder vertheilt, die vorbenannte Summe aber für sich behalten zu haben, um von deren Ertrage seine bescheidenen Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Da er, so weit dies eben mit den beschränkten Mitteln eines Menschen möglich sei, auch für seine entferntesten Nachkommen sorgen wolle, bestimme er, daß diese 10,000 Gulden nach seinem Tode zu einem Familienfond verwendet würden, und verordnete letztwillig Folgendes: Dieses Kapital solle zunächst von seinem ältesten Sohne Samson, der Ihr Großvater war, und nach dessen Ableben von dem jeweiligen in Zdejowitz wohnenden Familienoberhaupt verwaltet und alljährlich die Zinsen zum Kapital geschlagen werden. Sollte, was er nicht wünsche, was aber nach den täglichen Erfahrungen des Lebens im Laufe der Zeiten kaum ausbleiben würde, ein Familienglied oder gleichzeitig mehrere verarmen und sich melden, so sei dem oder den sich meldenden Familiengliedern stets die Hälfte des eben vorhandenen Kapitals ganz ohne Rücksicht darauf, ob dieses schon bedeutend angewachsen, oder durch vorhergegangene Vertheilungen auf einen kleinen Betrag herabgesunken, dem oder den armen Familiengliedern, in letzterem Falle zu gleichen Theilen auszuzahlen! Die zurückbleibende Kapitalshälfte solle wieder wie früher durch Zinsenanwächse vergrößert werden. Abraham Heilbronn spricht es in seiner letztwilligen Anordnung aus, daß es bei diesem Vertheilungsmodus allerdings leicht geschehen könne, daß ein Nachfolgender einen weit kleinern Betrag als ein früherer Verwandter erhalten könne, aber er beabsichtige, feste, unverrückbare Normen zu bestimmen, einer Willkür des jeweiligen Fondverwalters gar keinen Spielraum zu gönnen, hauptsächlich aber habe er endlos großes Vertrauen zu dem allenkenden Gotte, der Alles zum Guten wenden würde. Am Schlusse erklärte er, daß das Testament für ewige Zeiten im Stammhause in Zdejowitz aufbewahrt werden solle, daß er aber auch seinen beiden nachgeborenen Söhnen eine beglaubigte Abschrift desselben übergeben habe." —

„Wie ich jetzt", fuhr Sigmund Ballenstädt fort, „nach der Lage der Verhältnisse, verbunden mit den Mittheilungen meines Oheims Jakob Bär, annehmen muß, hatte Reb Wolf Heilbronn keine Ahnung von der Existenz dieser Familienstiftung, sonst hätte er gewiß sein gutes Recht, seinen Anspruch auf das ihm zugewendete Erbe seines Urahns erhoben. Aber er hatte, wie mir mein Oheim erzählte, seinen Vater frühzeitig verloren, seiner Eltern Haus war durch eine Feuersbrunst eingeäschert, und hierbei waren alle Familienpapiere vernichtet worden. So konnte es geschehen, daß Reb Wolf nur in seiner zartesten Jugend und nur halbverstehend davon gehört, daß jedes Mitglied der Familie Heilbronn sich im Falle seiner Verarmung nach Zdejowitz wenden möge, und deshalb mochte der um sein verlassenes Kind zärtlich besorgte Vater verordnet haben, daß es in das Haus seines Urahnen ginge; allein ohne Zweifel wird sich eine Abschrift dieser Urkunde bei dem nach Süddeutschland ausgewanderten Zweige der Familie befinden. Um sicher zu gehen, habe ich jedenfalls die für Rahel so wichtige Urkunde an mich genommen. Ich begehe damit nicht das allergeringste Unrecht; ich werde das Dokument, nachdem es seinen Dienst geleistet haben wird, entweder in Ihre Hände zurücklegen oder beim Gericht deponiren."

Ballenstädt machte eine kurze Pause, aber Heilbronn saß noch immer verhüllten Gesichtes, gebeugten Hauptes, wie versteinert da und brachte noch immer keine Sylbe über seine bleichen, zitternden Lippen.

„In einer diesem Testamente angefügten Schrift Ihres Großvaters Samson," fuhr Ballenstädt fort, „war aufgezeichnet, daß Ihr Urgroßvater am 3ten Tage Chanuka, das ist am 27ten Kislew des Jahres 502 der kleinen jüdischen oder 1741 der üblichen Zeitrechnung, also genau heute vor 89 Jahren starb, und Ihr Großvater die Verwaltung des Familienstiftungskapitals übernahm. Der ehrliche Mann hatte, wie aus einem weiteren Schriftstücke hervorgeht, dieses Vermögen redlich verwaltet und, als er starb, schon ein durch Zinsenanwächse namhaft vergrößertes Stiftungs-Kapital seinem Sohne, Ihrem Vater Reb Jzchok, zur Verwaltung hinterlassen. Auch dieser führte in einem dritten Schriftstücke die Rechnung über dieses Kapital fort und, da sich bis dorthin nie ein Mitglied der Familie Heilbronn mit Ansprüchen an diesen Hausschatz gewendet hatte, so war, da sich jedes Vermögen durch fünfprocentige Anwächse in vierzehn Jahren verdoppelt, auch dieses, als es nach dem Ableben Ihres Vaters 1803 in Ihre Verwaltung überging, zu einem nach Hunderttausenden zählenden angewachsen. Die erste Zeit waren Sie ein redlicher Mann", — Ballenstädt erhob jetzt seine Stimme „und als 1811 das Finanzpatent*) erschien, betrug der Familienschatz nahezu 400,000 Gulden, welche allerdings durch das Finanzpatent auf circa 50,000 Gulden reduzirt wurden. Von dem Tage an, wo Sie, wohl wie alle andern österreichischen Staatsangehörigen, einen großen Vermögensverlust erlitten hatten, haben Sie keine Rechnung geführt. Ich will nicht sagen, Herr Heilbronn, daß Sie mit ei-

---

*) 1811 sah sich die österreichische Regierung in Folge der französischen Kriege und anderer Umstände zu einem Staatsbankerott veranlaßt, und der Werth des Papiergeldes wurde auf den achten Theil reduzirt.

nem Male ein nichtswürdiger Schurke worden; es wird Sie vielleicht immerhin einige Kämpfe gekostet haben, aber zuletzt mußten Sie doch zu dem Entschluße gekommen sein, diesen Familienschatz, der im Laufe von 19 Jahren wieder auf 120,000 Gulden gestiegen war, zu veruntreuen, zu — stehlen. Diese Ihre Absicht geht klar, deutlich, widerspruchslos daraus hervor, daß Sie meiner Verlobten Rahel Heilbronn, welche als Hilfesuchende in Ihr Haus kam, nicht, wie Sie verpflichtet waren, die Hälfte des Familienschatzes, sechzigtausend Gulden, als ihr rechtmäßiges Eigenthum übergaben.— Eine Zeit lang war es mir unbegreiflich, weshalb ein so kluger Mann wie Sie, wenn er schon beabsichtigt, den für verarmte Familienmitglieder bestimmten Fond zu stehlen, nicht das Testament und die dazu gehörigen Berechnungen vernichtet, und wieso diese wichtigen Schriftstücke in die Rumpelkammer kamen. Sie hatten wohl vermuthet, daß, da seit nahezu einem Jahrhundert sich kein verarmter Verwandter zu dem ihm zukommenden Antheile des Reservefondes gemeldet, die Abschriften der letztwilligen Bestimmungen Ihres Urgroßvaters in Verlust, diese selbst vollkommen in Vergessenheit gerathen waren, daß nie mehr ein Familienglied seine Rechte an diesem Familienschatze geltend machen würde;— aber volle Gewißheit besaßen Sie darüber denn doch nicht. Es wäre ja immerhin möglich gewesen, daß eine gütige Fügung Gottes die Familie Heilbronn, die Nachkommen eines so beispiellos würdigen, edlen, frommen Mannes, wie es Ihr Uhrahn Reb Abraham Heilbronn gewesen, durch eine lange Reihe von Jahren vor Armuth bewahrt hatte, und deshalb haben Sie vorsichtshalber, für alle Fälle die Dokumente aufbewahrt. Daß sie in den alten morschen Kasten in der Rumpelkammer gelangten, geschah ganz gewiß nur durch ein Versehen, gegen Ihren Willen. Sie mochten wohl glauben, sie lägen wohlverwahrt in Ihrem eisernen Geldspind, und Sie mögen wohl sehr entsetzt gewesen sein, als Sie nach Rahels Ankunft diese für Sie und Ihre Nichte so wichtigen Schriften gesucht und nicht gefunden hatten!"

Samson Heilbronn zuckte von Neuem mit schmerzlicher Gesichtsverzerrung zusammen. Das Entsetzlichste, das den stolzen, hochmüthigen Mann zu treffen vermochte, war unerwartet über ihn gekommen. Da stand er nun vor Ballenstädt und Rahel, verglasten Auges, erblassend und erröthend, gedemüthigt, zu Boden getreten, und seine Seele bäumte sich vergeblich gegen die Schmach auf, die er widerstandslos ertragen mußte.

Rahel bemitleidete den Mann, der sie nicht nur lieblos behandelt, sondern sie auch um ein großes Vermögen zu berauben beabsichtigt hatte; aber plötzlich tauchte die Erinnerung an eine ihr bis jetzt unerklärlich gebliebene Scene in ihrer Seele auf, und sie rief mit unendlicher Bitterkeit:

„Ah! Jetzt begreife ich erst die dunkle Begebenheit der ersten Nacht, welche ich in diesem Hause erlebt; — jetzt weiß ich, was Sie damals in der Rumpelkammer gesucht, begreife die Worte, die ich gegen meinen Willen erlauscht, begreife, weshalb Sie, um in Ihrem eigenen Hause unbemerkt zu bleiben, das Licht in der Laterne ausgelöscht, begreife es, weshalb Sie mich, als ich Ihnen bei Ihrem Falle zu Hilfe eilte, eine Schlange, eine Spinne nannten und," — Rahel legte die Hand an ihre klopfende Schläfe—„jetzt verdeutlichen sich mir in der Erinnerung alle einzelnen Umstände, die mir schon bei meinem ersten Eintreten in Ihr Haus, Onkel Heilbronn, auffielen .... Ihr jähes Erbleichen und Erschrecken, als Jakob Bär meinen Namen nannte, mich als eine Verwandte, als eine Heilbronn vorstellte; — jetzt begreife ich die räthselhafte Aufregung, die Sie erfaßte, daß Sie unwillkürlich das Brodmesser in den Tisch stießen! ... Sie glaubten, die arme, verlassene Waise, ihre Verwandte, käme vielleicht, um gutes Recht von Ihnen zu fordern — oder könnte hier im Hause von dem letzten Willen ihres Urgroßvaters Kunde erhalten! Ah! Gott ist ja ein gütiger, allerbarmender, wunderbar mächtiger Gott ... in meinem tiefsten Elende sandte er mir einen Retter ... Sie, Herr Ballenstädt!"

Samson Heilbronn litt Unsägliches, er fühlte den äußersten Zwang, das Wort zu ergreifen, aber es dauerte lang, und er bedurfte des Aufgebotes aller seiner Kräfte, bevor er mit seinen bebenden Lippen verständliche Worte zu bilden vermochte. Der stolze, unbeugsame, nun gebrochene, vernichtete Mann faltete die Hände wie ein kleines Kind und sprach, sich abwechselnd bald an Rahel bald an Ballenstädt wendend.

„Ich ... habe schwer gefehlt, und ... so lange ich auch darüber sinnen mag, ich fühl's, ich würde .... keine Entschuldigung finden. Der böse, finstere Geist der Habsucht hatte mich erfaßt; vielleicht — es macht das mein .... Verbrechen nicht geringer. — trieb mich nur ... maßloser Stolz dazu, ich wollte der Reichste, der Angesehenste im Lande bleiben, und als vor 19 Jahren, 1811, mein Vermögen durch den Staatsbankerott zusammenschmolz, so ..." — Heilbronn brach ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — „und das dürft Ihr mir denn doch glauben ... ich ... ich ... hatte zuerst nicht den klaren, deutlichen Gedanken gehabt, mir den Familienschatz anzueignen, ... ich hatte es zuerst im Drange der Geschäfte vergessen, abgesondert die Rechnung über denselben zu führen; — und hatte ihn zur Zeit harter Bedrängniß nur leihweise für mich verwendet — und dann .... dann ...." — Heilbronn athmete tief auf — „als durch so lange Zeit Niemand gekommen, glaubte ich, daß nie mehr Jemand kommen würde ... ich hatte mich schon in den Gedanken hineingelebt, das Kapital sei mein Eigenthum und als .... als .... als Rahel ...."

Samson Heilbronn fühlte daß ihn seine Geistesschärfe gänzlich verlassen habe, daß er außer Stand sei, sich zu vertheidigen, er sprach immer leiser, murmelte nur unverständliche Worte, endlich brach er ganz ab; aber nach kurzer Pause begann er wieder von Neuem:

„Ich seh's, ich vermag mich nicht zu vertheidigen, meine Schuld ist zu groß, und doch wage ich es, Rahel, um Deine Vergebung zu bitten. Freilich die Kränkungen, die Du armes Kind in meinem Hause erlitten hast, kann ich leider nicht ungeschehen, aber alles Andere will ich gut machen, ich werde Dir das Dir zukommende Kapital geben, nicht ein Kreuzer soll daran fehlen, und auch die andere Hälfte werde ich bei Gericht deponiren, die Familienstiftung soll von nun ab unter der Aufsicht der Behörden stehen; — aber auf meinen Knieen fleh' ich Dich an, sei barmherzig gegen mich, laß' mein Verbrechen und meine Schande nicht in die Oeffentlichkeit dringen; das könnte ich nicht überleben, das würde meinen Namen für deewig mit unauslöschlicher Schmach bedecken .... thu's um des Namens willen, den wir beide tragen, um Deines Urahns Reb Awrohom Heilbronns willen, dessen liebevolle Fürsorge Dir Glück bereitete."

(Schluß folgt.)

Das Begräbniß Wolfgang Straßmanns in Berlin.

Die „Berliner Presse" in Berlin berichtet Folgendes über die Beerdigung:

„Dieselbe gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Kundgebung, an welcher nicht nur die Notablen, sondern die Bürgerschaft in allen ihren Schichten Theil nahm. Die Ueberführung der Leiche aus der Trauerwohnung nach dem Festsaale des Rathhauses hatte bereits am Dienstag Abend stattgefunden; der Sarg wurde unmittelbar an der südlichen Schmalwand aufgebahrt und von der Kunst des Gartendirektors Mächtig wurde hinter dem Sarge und dem Stadtbanner eine dichte Gruppe hochstämmiger Blattpflanzen aus den städtischen Gewächshäusern aufgerichtet. Vor dem Sarge lag auf sammetnem Kissen die Amtskette und der dem Verstorbenen verliehene Rothe Adlerorden. Kränze hatten gesandt der Magistrat, die Stadtverordneten-Versammlung, das Bureau der letzteren, der Vorstand des Vereins gegen Verarmung und Bettelei, der Vorstand und die Repräsentanten der jüdischen Gemeinde, der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit", die Direktoren des Krankenhauses am Friedrichshain ꝛc. Se. Majestät der Kaiser hatte der Wittwe schon vor einigen Tagen einen Kranz als Zeichen seines Beileids zugeschickt. Ihre Majestät die Kaiserin hatte ihr Mitgefühl in einem huldvollen Anschreiben an Frau Dr. Straßmann ausgedrückt.

Vom Rathhausthurme wehte die Fahne auf Halbmast und zeigte weithin der Bürgerschaft an, daß für Berlin ein Trauertag gekommen war. Auf dem Rathhause nahmen die Delegirten der verschiedenen Bezirks-, Wahl- und Humanitätsvereine Aufstellung, um sich zum Trauerzuge zu ordnen und Hunderte und abermals Hunderte strebten die große Freitreppe zum Festsaale hinauf, der in vollem Lichte der Kandelaber strahlte. Die Gallerie war dicht besetzt und als sich um 12 Uhr die Pforten des Stadtverordneten-Saales öffneten, betrat eine glänzende Trauergemeinde den Saal: an ihrer Spitze die Mitglieder des Magistrats und die Mitglieder der Stadtverordneten-Versammlungen aller Parteien. Sämmtliche Vertreter der städtischen Behörden hatten die Amtskette umgelegt, ebenso die Bezirksvorsteher. In der Trauerversammlung bemerkte man u. A. als Vertreter des Kronprinzen den Adjutanten Graf Schlieffen, den Polizeipräsidenten v. Richthofen, den Ober-Regierungsrath Friedheim, Branddirektor Major Witte, zahlreiche Mitglieder des Reichsrathes und des Abgeordnetenhauses, die Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung von Breslau, den Vorstand der Aeltesten der Kaufmannschaft, zahllose städtische Beamte und Inhaber städtischer Ehrenämter u. viele A. Nachdem die Mitglieder der Familie durch den Oberbürgermeister Dr. v. Forkenbeck in den Saal geleitet waren, begann die Trauerfeier mit einem vom Gesangschor gesungenen Psalm. Hierauf widmete Herr Oberbürgermeister Dr. v. Forkenbeck dem verstorbenen „theuren Freunde" Worte des Nachrufs. „Der Antheil, den der theure Verstorbene an all' den großen Schöpfungen der Reichshauptstadt in den letzten elf Jahren gehabt hat, sichern ihm auch bei den fernsten Geschlechtern ein hochehrendes Andenken. Es ist eine tiefe und große Lücke, welche der unerbittliche Tod in unser Gemeinwesen gerissen. Wo sollen wir Trost und Stütze finden? Wir können nur Trost, Stärke und Stütze finden in dem festen Entschluß: in dem edlen, humanen Sinne des Verstorbenen, in seinem vermittelnden Streben fortzuarbeiten für das, was seine ganze Seele erfüllte— für das Wohl der Reichshauptstadt Berlin."

Nach abermaligem Chorgesang ergriff Geheimrath Prof. Dr. Virchow das Wort, um in ergreifender Rede das thatenreiche Leben des Verblichenen, seine Verdienste um Vaterland und Vaterstadt zu schildern. Ihm folgte Stadtverordneter Ludwig Loewe, der hervorhob, welche Ueberfülle von allgemeiner Menschenliebe das Herz des Dahingegangenen durchglühte, und dann fortfuhr: „Da entwickelte sich zu seinem und der ganzen gesitteten Welt Erstaunen jene traurige Bewegung, deren letztes, wenn auch vielfach verdecktes Ziel war, den einzelnen Menschen und die zahlreiche Klasse solcher Menschen um deswillen zurückzusetzen und zu verfolgen, weil sie Juden waren. In diesem Moment erwachte in dem ehrenfesten Mann das Gefühl der Solidarität mit seinen vielfach minder günstig gestellten Leidensgenossen, und mit der echten Tapferkeit des Mannes stellte er sich in Reih und Glied, um den unberechtigten Ansturm abzuwehren, von welchem er auch eine Schädigung des ganzen Volkswohlstandes erwartete. In diesem Kampfe hat er treu ausgeharrt auf seinen Posten, zuvörderst seiner Natur nach milde abwehrend, dann aber als ein tapferer Soldat kämpfend für die höchsten Güter des Lebens. Es war ein tragisches Geschick für den human denkenden Mann, daß er, im hohen Mannesalter stehend, eine vollständige Abwendung von den Idealen seiner Jugend im weiten Kreise erleben mußte, und daß er in dieser Periode gezwungen wurde, ganz gegen seine Natur einzutreten in einen Parteikampf über die Gleichberechtigung alles dessen, was Menschenantlitz trägt auf Erden. Aber selbst diese bittere Erfahrung und diese Kampfbereitschaft haben es nicht vermocht, ihn von der Bahn des werkthätigen Idealismus im Dienste der ganzen Menschheit abzudrängen . . . Und nun ist er von uns gegangen mitten aus der großen Arbeit, die nie vollendet wird, so lange es Menschenleid gibt auf Erden. Aber nur sein Körper ist in Staub zerfallen, sein Geist ist unser Aller Geist, in dem wir fortarbeiten werden für die Dauer unseres Lebens, und der, wie wir fest vertrauen, wirksam sein wird über unser eigenes kurzes Leben hinaus. Du aber, theurer Freund, hast treu bis zu deinem Ende deine Pflicht erfüllt. Du darfst nun ruhen von der Arbeit. So sage ich dir Lebewohl. Schlaf in Frieden!"

Nach abermaligem Chorgesang wurde der Sarg von zehn Stadtabgeordneten zu dem Leichenwagen hinabgetragen. Hierauf ordnete sich der Zug in folgender Weise: Voran schritten Palmenträger und Magistratsnuntien mit umflortem Dreimaster. Dicht vor dem Leichenwagen wurde die goldene Kette und der Orden des Verstorbenen auf schwarzem Sammetkissen getragen. Rechts und links vom Sarge schritten Träger von Marschallsstäben und die Mitglieder der jüdischen Begräbniß- und Friedhofs-Inspektion. Unmittelbar hinter dem Sarge folgten die Ehrenbürger und Stadtältesten von Berlin, hinter ihnen die Mitglieder des Magistrats, an der Spitze die beiden Bürgermeister, v. Forkenbeck und Dunker, und die Stadtverordneten, Bürgerdeputirte, Bezirksvorsteher und die Deputationen der Vereine. An der Spitze der Vereine ging der Wahlverein im vierten Berliner Reichstags-Wahlkreise, dem sich alle zu diesem Kreise gehörenden Bezirksvereine angeschlossen hatten, dann folgten die Wahlvereine der übrigen Berliner Wahlbezirke, jeder von einer großen Zahl von Bezirksvereinen begleitet und endlich viele andere Vereine, wie der Verein Waldeck, die Bezirksvereine gegen Verarmung und Bettelei, der Verein unbesoldeter Communalbeamten u. A. Hinter den Vereinen schloß sich die fast endlose Reihe von Wagen an. So bewegte sich der stattliche Zug, in welchem mehr als zwanzig Fahnen getragen wurden, nach dem Friedhof in der Schönhauser Allee, wo nach einem Chorgesang und der Trauerrede des Rabbiners Dr. Maybaum die Beisetzung in dem Erbbegräbnisse erfolgte.

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company.
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 22. Januar 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
„Sabbath Visitor"	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Herr W. S. Holman, Repräsentant im Congreß vom Staate Indiana, legte dem Congresse der Ver. Staaten eine Resolution zur Annahme vor, daß das hohe Haus beschließe, die Kaplanstellen in der Armee und Flotte gleichmäßig unter den verschiedenen Glaubenssekten zu vertheilen, also auch einen jüdischen Kaplan in der Armee und Flotte anzustellen, was höchst wahrscheinlich die Genehmigung des Congresses erhalten wird. Herr Holman ist ein altes demokratisches Mitglied des Congresses von einem an Cincinnati angrenzenden Distrikt in Indiana und hat sich früher schon als Freund unserer Glaubensgenossen vielfach bewährt.

Es scheint denn doch, als wollten die Herren Rabbiner Amerika's sich zu einer einheitlichen Körperschaft verbinden und gemeinsam an der Begründung und Fortbildung des amerikanischen Judenthums arbeiten. In den letzten zwei Jahren sind vier rabbinische Vereine gegründet worden, nämlich: die Conferenz des Ostens, mit Dr. Gottheil an der Spitze, die Conferenz des Südens, mit Dr. Gutheim an der Spitze, die jüdisch-literarische Union, gegründet in St. Louis, und die Conferenz in Pittsburg. Es ist das Bedürfniß und Streben nach Vereinigung und gemeinsamem Handeln, das all' diesen Vereinen zu Grunde liegt. Die an der Spitze stehenden Männer der beiden erstgenannten Körperschaften sind hochgestellte Rabbiner hervorragender Reformgemeinden, die im Geiste mit der Pittsburger Conferenz eins sind, was bereits von der südlichen Conferenz durch die Begutachtung der in Pittsburg ausgesprochenen Prinzipien bestätigt wurde. Hat man einmal im Geiste sich geeinigt, ist man auch zu gemeinsamem Handeln vorbereitet, wenn nicht persönliche oder lokale Rücksichten hindernd im Wege stehen. Aber auch diese müssen sich überwinden lassen, besonders wenn man nicht Prinzip gegen Prinzip geltend zu machen hat, wo es gilt für das allgemeine Wohl einzustehen. Es wird sich also vielleicht in kurzer Zeit aus den verschiedenen Körperschaften eine einheitliche Confernz, Synode, Convent, oder was auch der Name sein möge, herausbilden, die das amerikanische Judenthum auf seiner Fortschrittsbahn leiten, einigen und befestigen, für das allgemeine Wohl sorgen und dem Judenthum jene Achtung erwerben soll, die es gemäß der Erhabenheit seiner Lehre, des Ansehens seiner Gemeinden und der Tüchtigkeit seiner Lehrer verdient. In demselben Maße, wie diese Achtung in der Außenwelt sich steigert, wird der Geist im Innern sich entfalten und den Indifferentismus überwinden.

Die auf die Keiley-Affaire Bezug habende Correspondenz aus Wien in der „N. Y. Staatszeitung" ist datirt „Wien, den 31. Dezember 1885", und erschien in New York den 12. Januar 1886. Wir geben den Wortlaut wieder:

„Mittlerweile schwebt noch immer ein kleiner diplomatischer Konflikt zwischen Oesterreich und Amerika, das einzige Politische, was die Weihnachtswoche ein wenig stört. Es handelt sich um Herrn Keiley, der als Gesandter der Ver. Staaten nach Wien kommen sollte, vom Wiener Ministerium des Aeußern aber ebenso höflich als entschieden abgelehnt wurde. Präsident Cleveland sprach nun in seiner Botschaft an den Kongreß von „einer religiösen Unterscheidung", die in diesem Fall von Oesterreich gemacht worde wären und die einer kleinen Richtigstellung bedarf. Es ist nach ganz verläßlichen Informationen nicht richtig, daß Graf Kalnoky, der österreichische Minister des Aeußern, als Grund der Ablehnung jemals die Ehe Herrn Keiley's mit einer Jüdin angegeben. Der österreichische Gesandte Baron Schäffer mag in Washington auf gewisse gesellschaftliche Vorurtheile der Wiener Aristokratie hingewiesen haben, welche die nichtamtliche Stellung Herrn Keiley's in Wien hätten beinflussen können. Doch Graf Kalnoky und das Ministerium am Ballplatz sind daran unschuldig und daß Baron Schäffer nicht abberufen wurde, hat seinen Grund wohl lediglich darin, daß man dem Fall in Oesterreich viel zu wenig Bedeutung beilegt. Wie die österreichische Regierung hingegen thatsächlich denkt, ist sofort niedergeschrieben: Es liegt eine kleine Mißachtung darin, sagte sich selbige Regierung, daß man uns einen Gesandten geben will, den ein anderer Hof schon abgelehnt hat. Das allein würde uns berechtigt haben, Herrn Keiley nicht zu empfangen; denn es widerspricht der internationalen Höflichkeit, einen Gesandten zu ernennen, ohne die Zustimmung der fraglichen Regierung vorher eingeholt zu haben. Kommt dann noch hinzu, daß der Gesandte einen Hof, mit dem wir Ursache haben, in Freundschaft leben zu wollen, auf's gröblichste beleidigt hat, so ist es geradezu unsere Pflicht, um einen andern Gesandten zu ersuchen. Mit einem Wort, ich kann authentisch versichern, daß die religiöse Frage dem Wiener Ministerium des Aeußern ganz und gar gleichgiltig ist — in einem solchen Fall wenigstens — und daß das Ministerium buchstäblich auf dem Standpunkte steht, welchen die „N. Y. Staatszeitung" in ihrem Leitartikel über „Cleveland's auswärtige Politik" vom 9. Dezember 1885 präzisirt hat. So engherzig ist das moderne Oesterreich nicht, wie es in der Präsidenten-Botschaft vom 8. Dezember dargestellt wird; auch wenn Herr Keiley selbst ein Jude wäre, so hätte man ihn auf das freundschaftlichste empfangen — wäre die böse Geschichte mit Italien nicht gewesen. Uebrigens meint das Wiener Auswärtige Amt weiter, sei eine Regierung nach den Regeln der internationalen Etikette überhaupt nicht verpflichtet, anzugeben, warum sie einen Gesandten refusire; die einfache Ablehnung genüge, und kein Staat thue deshalb beleidigt. Nicht er, sondern blos die Persönlichkeit des Gesandten werde davon berührt. So steht es um die Sache Keiley, und ich wiederhole, daß ich für meine Darstellung genügende Bürgschaften besitze. Unterhandelt wird zwischen Wien und Washington einstweilen nicht. Man hält die Angelegenheit am Ballplatz für nichts weniger als ernst und ist überzeugt, daß sie binnen Kurzem zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt sein wird. Man hat danach auch den lebhaften Wunsch, Amerika möge über sie so ruhig denken, als sie es verdiene — es handle sich doch nicht um einen politischen Konflikt, sondern um eine persönlich-diplomatische Frage, die in vertraulichem Wege mit Leichtigkeit werde beseitigt werden; wie man denn in Wien auf ein aufrichtiges und herzliches Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten nicht nur das größte Gewicht lege, sondern auch gewiß sei, daß ein solches Einvernehmen sehr bald wieder bestehen werde."

In der letzten Nummer der „Neuen Freien Presse", die hierher gelangt, wird bestätigt, daß Baron Schäffer die judenbeschimpfende Stelle selbst, ohne Auftrag von Wien geschrieben und unserem Staatsminister als einen Theil der offiziellen Aeußerung des österr. Staatsministers vorgelegt hat. Baron Schäffer sollte nicht länger als österreichischer Gesandter in Washington geduldet werden.

Was sich die guten Geister erzählen.

(Mittheilungen aus dem Jenseits.)

(Forsetzung.)

Vidaver: Der Tanz wird jetzt erst recht losgehen, meine Herren. Wenn die Freunde der guten Sache in New York oder in Philadelphia erst ihr eigenes unverfälscht conservatives Rabbiner-Seminar errichten, dann —

Einhorn: Was dann? Mit dem „dann" können die guten Leutchen bis „Ber Scheba" wandern und doch nicht auf einen grünen Zweig kommen.

Lilienthal: Die Herren Conservativen wollen gar keinen grünen Zweig. Je dürrer der „Lulef" ist, den sie schütteln, und desto mehr Gerassel dabei gemacht wird, desto lieber ist es ihnen. Sie appelliren an die frommen Lämmer zum so und so vielten Male: „Ihr lieben Schäflein, wir bitten recht schön, laßt Euch doch endlich von uns erfleh'n, gebt doch endlich die paar Thaler her, wir brauchen eine „Jeschiba" gar sehr. Und gebt Ihr das Geld nicht gleich zur Stund, so geht der ganze „Schulchan-Aruch" zu Grund." So winselt die fromme Hirtenschaar schon seit Jahren. Aber die Lämmer sagen ganz einfach ebenfalls zum so und so vielten Male: „Behaltet Euer Geschrei und wir behalten unsere Wolle!"

Einhorn: Das haben Sie prächtig gemacht, Freund Lilienthal. Der alte Münchener verleugnet sich noch immer nicht bei Ihnen. Aber Sie können noch gar nicht wissen, ob solche Diplomaten wie Gottheil und Jastrow nicht aus purem Trotz gegen den Wise mit dem Morais eine Tripel-Allianz schließen, und trotz alledem und alledem ein conservatives „College" zu Stande bringen.

Hübsch: Ja mit Ach und mit Krach vielleicht! Was sind denn die Hauptargumente gegen das Cincinnati „College". Der Wise und immer wieder der Wise. Und wie dumm stellen es die guten Leutchen an. Auch sie sind für die freie Wissenschaft. Auch sie wünschen, daß die Zöglinge ihres vorläufig noch als Luftschloß dastehenden Seminars nicht in klösterliche Geistesfesseln geschmiedet werden. Die Studenten sollen frei sein, zu lernen was sie wollen. Nur der Professor soll gezwungen werden, zu lehren, was die Herren Gründer dieses in der Luft schwebenden Seminars wollen. Pfui, über ein solches Gebahren. Den Lehrer in Ketten legen und dem Schüler die Zügel schießen lassen. Das ist unerhört! Das allein zeigt die ganze Erbärmlichkeit der fadenscheinigen Intrigue. Mich ekelt dieser ganze, so durch und durch falsche Conservatismus an. Er gemahnt mich an die sogenannte „koschere" Seife, von der das Sprüchwort sagt: „Zum Essen ist sie nicht „koscher" genug und zum Waschen ist sie nicht seifig genug!" (Alle lachen.)

Vidaver: Sie werden doch Eines zugeben müssen, Hübsch! Und das ist die Thatsache, daß wenn im Osten noch ein „College" ersteht, der Wetteifer zwischen den beiden Instituten der amerikanisch-jüdischen Wissenschaft und der Entwickelung des amerikanischen Judenthums im Allgemeinen nur zum Vortheil gereichen kann!?

(Fortsetzung folgt.)

Adolph Huebsch's literarischer Nachlaß.

Von H. Zirndorf.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Es war nach der Rückkehr von einer amtlichen Rundreise, die er eben gemacht, daß eine zahlreiche Deputation aus unserer Mitte Kossuth aufsuchte und ihn bat, die Sache der jüdischen Gleichstellung vor dem ungarischen Parlamente zu vertreten. Mit einer vor Erregung zitternden Stimme antwortete er: ‚Keiner weiß es besser als ich, daß ihr treue Söhne des geliebten Vaterlandes seid, und Keiner wünscht sehnlicher, euch als solche anerkannt zu sehen; aber auf meiner Reise hatte ich Gelegenheit, die Volksstimmung zu erforschen, und als euer Freund sage ich euch: die Zeit dazu ist noch nicht gekommen! Fahret fort zu handeln, wie ihr bis jetzt gethan, und ihr werdet sie zwingen, euer Verdienst anzuerkennen.'" Ib., S. 291.

„Als euer Freund!" Es ist das alte böse Lied von dem zu seinem eigenen Besten enterbten Stiefkinde des Hauses; und es klingt gerade, als wenn A. zu B. sagte: „Wahr ist es: ich schulde dir die tausend Dollars und ich weiß auch, daß die Vorenthaltung deines Eigenthumes dir schwere Entbehrungen bereitet. Allein nicht minder ist mir bewußt, daß du in einer unsicheren, häufigen Einbrüchen ausgesetzten Gegend wohnst; und zu deinem eigenen Schutze muß ich mit herzlichem Bedauern dir das Deinige noch länger entziehen.".

Für die warmherzige, einigermaßen auf Emotionen eingerichtete Produktion des geistvollen Redners schienen diese gelegentlichen Fragen und Nöthen aus der großen Politik ein wahres Bedürfniß zu sein. Eine gute Anzahl interessanter, wichtiger Tagesfragen werden in dieser räumlich zugemessenen Auswahl je nach der Gunst der Stunde mit mehr oder weniger Glück behandelt. Hier sind die Titel von einigen, deren Lehrgehalt die schnell wandelnde Zeit noch keineswegs vermindert hat: „Die Lehren der jüngsten deutschen Judenhetze", S. 240. ff.;

„Israel und die deutschen Verfolgungen“, S. 230. ff.; „Arbeit contra Kapital“, S. 201. ff.; „Die Silber-Bill des Kongresses und die Silber-Bill der Bibel“, eine Sabbath-Schekalim-Predigt, am 4. März 1878 gehalten, S. 291. ff.; „Arbeit und Löhne“, S. 250. ff. Die Predigt, am 20. März 1881 gehalten, nimmt in einer nachdrucksvollen Apostrophe auf die Ermordung des russischen Kaisers Bezug. „Rußland und die Monroe-Doktrin“, S. 267. ff.; „Religion und moderne Gesellschaft“, S. 271. ff.; „Jüdischer Patriotismus“, S. 289, ff.; „Glückliche russische Flüchtlinge“, S. 292. Es waren damals noch die bessern Tage der russisch-jüdischen Einwanderung, und die Ackerbau-Colonie in Vineland, N. J., wird mit rosigen Farben geschildert. In der Predigt: „Bin ich denn meines Feindes Briefträger?“ vom 16. März 1884, werden Bismarck's Ausfälle gegen den abgeschiedenen Lasker kurz und bündig widerlegt.

Alle diese Reden sind voll goldener Worte der Religions- und Stammesvertheidigung, voll apologetischer Kerngedanken, die sowohl innerhalb als außerhalb Israels lehrkräftig und anregend wirken könnten. In dem Vortrag: "Hebrew Patriotism" wird der Satz aufgestellt, der Gottlob keines Beweises bedarf und fast die Kraft eines Axiomes hat, daß es unter den Israeliten keine Verräther gibt:

„Noch mehr: es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Juden viel zäher den Sitten und Gewohnheiten ihres Adoptivvaterlandes als selbst die Eingeborenen anhingen.“ — S. 290.

(Schluß folgt.)

Die Keiley-Frage.

Für den Gebrauch unserer transatlantischen Leser dargestellt.

Von H. Zirndorf.

(Schluß.)

Der Graf Kalnoky begnügt sich also, wie bereits angeführt worden, zu sagen:

„Die Stellung eines solchen Gesandten würde in Wien unhaltbar und sogar unmöglich sein.“

Was aber dieser sehr unbestimmte Ausdruck sagen will, das lernen wir am besten durch einen zuverlässigen Kommentar; und dieser wird uns in der oben erwähnten Unterredung zwischen Francis und dem Reporter auf's reichhaltigste dargeboten. Es scheint nämlich inzwischen der wahre Sachverhalt an's Licht gekommen zu sein, daß Mrs. Keiley zur Zeit dem jüdischen Bekenntnisse nicht angehört, ihm vielleicht nie angehört hat. Sie soll allerdings von israelitischer Abkunft sein — etwas Gewisses ist darüber nicht festgestellt worden — aber schon seit Jahren der Gemeinschaft der Kirche angehören. Nach Herrn Francis' Bemerkung wird indeß durch diesen Umstand die Schwierigkeit noch lange nicht gehoben; denn die „feinere“ Wiener Gesellschaft dulde überhaupt keine Semiten in ihrer Mitte (auf wie viele Geschlechter hinaus, wird nicht gesagt).

Weiterhin wird uns versichert, daß diese Ausschließung sich namentlich auf Diners und Soupers, wahrscheinlich auch auf Kaffeegesellschaften, erstrecke. Die Juden, sagte der Exgesandte, bilden eine eigene, streng von der anderen geschiedene Gesellschaft. Selbst der Baron Rothschild erscheine nur einmal des Jahres, und zwar ohne seine Gemahlin, auf ein Stündchen bei einem Hofballe.

„Des Freiherrn Sohn wird manchmal bei einem Minister oder Gesandten zu einem Privat-Diner, niemals aber zu einem diplomatischen Bankett geladen.“

Für uns hatte dieser Bericht nur in geringem Maße den Reiz der Neuheit. Wie weit es in dieser Beziehung in Deutschland und Oesterreich bereits gekommen, das haben wir unter Anderm erst neulich aus dem Buche: „Berliner Gesellschaft“, des aristokratischen Tellerleckers, Graf Paul Vasili vernommen. Können denn unsere Rothschilde, unsere Bleichröder, unsere Erlanger sich niemals zu jener Selbstwürde aufraffen, daß sie es vorziehen, lieber bequem und reichlich zu Hause als freudlos unter dem Kreuzfeuer protegirender Blicke bei Hofe oder bei der Excellenz zu speisen? Weithallende Stimmen haben sich vernehmen lassen, ihnen diese schädliche Unterordnung zu widerrathen: allein es scheint, die Sache hat für unsere Krösusse gar zu viel Reiz. Wir als Gesammtheit haben darunter schwer zu leiden, denn der Antisemitismus saugt aus dieser — — Taktlosigkeit die reichlichste Nahrung.

Leider aber ist dieses Gutachten der aristokratischen Koterie, das in den Worten des Barons Schäffer Ausdruck fand, nicht die einzige Stimme, welche in dieser peinlichen Angelegenheit bis jetzt vernommen ward. Die Wochenschrift: "The Nation", die es doch besser wissen sollte, hat sich zu einigen wunderlichen Leitartikeln verstiegen, in welchen sie über Gesandtschaftswesen und diplomatische Thätigkeit einer völlig nagelneuen, eines freien Staatslebens wenig angemessenen Weisheit sich befleißt. In ihrer Nummer vom 17. Dezember z. B. macht sie dem Sekretär Bayard die bittersten Vorwürfe, daß er einen Mann der österreichischen Regierung als Botschafter aufdringen wolle, von dem es nicht feststehe, ob er oder seine Frau den nobeln Häusern der fremden Hauptstadt auch annehmbar wäre, vielleicht gar, ob seine Nase ihnen wahrhaft gefiele.

„Wenn der Minister des Auswärtigen irgend einer Regierung — so philosophirt die „Nation“ — Ursache hat zu glauben, die Gesellschaft der beschickten Hauptstadt werde die Familie des Gesandten nicht in ihrer Mitte dulden, so ist es nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht, so zu handeln, wie Graf Kalnoky in diesem Falle handelte: ihm den Empfang einfach zu verweigern.“

Wir glaubten immer, der Bote eines großen Volkes habe, auch in diesen verderbten Zeiten, viel Wichtigeres im Auslande zu thun, als sich so maßlos um Ball- und Tafelartigkeiten zu kümmern und seine repräsentative Thätigkeit davon so unendlich abhängig zu denken. Und wenn die fremde Kamarilla es sich in den Kopf setzen sollte, ihn durch Ausschließung gleichsam zu „boycotten“, wie man jetzt sagt, nun, dann denken wir, es gibt noch echt patriotische Seelen, welche um der Staats- und Handelsvortheile willen sich über solche Kleinigkeiten gleichmüthig hinwegzusetzen den sittlichen Muth haben.

So denken wir allerdings, allein bei unserer Unkunde des Verhältnisses ist ein Irrthum nur zu leicht möglich. Darin aber sind wir unserer Sache so ziemlich gewiß, daß alle Abhängigkeit eines Gesandten von äußeren Konvenienzen nur persönlicher Natur sein kann, daß aber seine Angehörigen, sein Familienverhältniß gänzlich außerhalb der internationalen Debatte stehen. Auf die Gefahr hin, unsere Leserinnen abermals mit einem kleinen staatsrechtlichen Privatissimum zu langweilen, müssen wir bei diesem Gegenstande einen Augenblick länger verweilen.

Wir gedenken nämlich unsern Satz e contrario, d. h. negativ zu beweisen, wie ja Mendelssohn, den wir diese Woche erst gefeiert haben, bekanntlich auch den lieben Gott in dieser negativen Form am deutlichsten zur Evidenz zu bringen meint. Die weisen Väter unseres Völkerrechts haben bekanntlich im Laufe der Zeiten den Botschaftern eine Menge wunderschöner Privilegien, als Unverletzlichkeit, Exterritorialität, einen erhöhten Rechtsschutz u. dgl. gewährt. Allein nur dem Gesandten selbst, nicht aber seinen Angehörigen kommen diese Vorrechte zu statten; und dabei hat es im Ganzen heute noch sein Bewenden.

„Als deren (der befreundeten Staaten) Vertreter — sagt Dr. Schaper — genießen eines erhöhten Strafschutzes bei Beleidigungen aller Art die beglaubigten Gesandten oder Geschäftsträger, nicht so deren Gattinnen oder das gesandtschaftliche Hülfspersonal.“

Holtzendorff, Rechtslexikon, B. 1., S. 129; siehe auch Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, § 104.

Nun, man wird zugeben, wo keine besonderen Rechte, da kann auch von außerordentlichen Pflichten, von einem weitern Nachweis der Zulässigkeit unmöglich die Rede sein. Nein, die Frau Gesandtin — das sieht wohl der gesunde Menschenverstand ohne Mühe ein — ist eine im internationalen Verkehr nicht leicht zu beanstandende Persönlichkeit. Sie bedarf für ihre gesellschaftliche Zulässigkeit keines anderen Beweises, als den auch die Frau eines Privatmannes zu erbringen hat. Herr Bayard aber, welcher gegen die Ablehnungsnote Kalnoky's seinen kräftigen Protest erhebt und die triftigsten Gegengründe in's Gefecht führt, hat sich unseren, ja den Dank eines jeden Rechts- und Verfassungsfreundes verdient und kann sich über den schulmeisterlichen Ton einiger Tendenzblätter leicht trösten.

In der That, wir zählen diese Bayard-Kalnoky-Korrespondenz, wir zählen den darauf bezüglichen Passus in des Präsidenten Botschaft zu den schönsten Kundgebungen amerikanischer Staatsweisheit und Männerwürde. In dieser besonderen Eigenschaft erinnert die Stelle an die besten und stolzesten Tage der Republik; und schon wegen ihrer historischen Bedeutung müssen wir ihr einen Platz hier einräumen:

„Betreffs der Vertretung der Ver. Staaten am Wiener Hofe ist eine Meinungsverschiedenheit mit der österreichisch-ungarischen Regierung aufgetaucht. Da ich nämlich, von meinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machend, einen Bürger von unangreifbarer Achtbarkeit, Biederkeit und Befähigung zum Gesandten an jenem Hofe bestellt hatte, machte die österreichisch-ungarische Regierung bei der unsrigen gewisse Ausstellungen gegen die persönliche Zulässigkeit des designirten Gesandten Keiley geltend und forderte, daß auf Grund derselben die Wahl wiederrufen werden sollte. Die angeführten Gründe waren aber derart, daß ich nicht darauf eingehen konnte, wollte ich nicht meinen Amtseid brechen und die Grundsätze unserer Verfassung verletzen. Hätte die Centralstelle auf diese Gründe gehört, so wäre es eben so gut gewesen, als hätte sie zu Gunsten einer fremden Regierung einer Verkümmerung des ihr zustehenden Wahlrechtes beigestimmt. Es hätte ausgesehen, als wollte man eine bestimmte religiöse Ueberzeugung als Nachweis der Amtsfähigkeit in Amerika erzwingen. Eine zahlreiche Klasse unserer Mitbürger würde nach diesem Vorgange thatsächlich ihrer Rechte verlustig gehen, und ein wahres Lebensprinzip unserer Verwaltung würde aufgegeben werden. Die österreichisch-ungarische Regierung beschloß endgültig, Herrn Keiley als amerikanischen Gesandten nicht anzunehmen; dieser Herr hat inzwischen auf die Wahl verzichtet, und der Posten ist jetzt erledigt. Ich habe keine neue Ernennung vorgenommen, und die Angelegenheiten unserer Regierung werden jetzt zu Wien von dem Gesandtschaftssekretär, in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer ad interim, verwaltet.“

Der Senator Vest, welcher im Kongresse ein Zustimmungsvotum zu der Handlungsweise der amerikanischen Regierung beantragte, hat deshalb auch der allgemeinen Stimmung Ausdruck gegeben.

Wir legen auf die Ernennung Keiley's kein besonderes Gewicht; allein nicht ganz gerechtfertigt scheint es uns, die Taktlosigkeit, die er auf seinem früheren Posten, in Italien, begangen haben soll, jetzt gegen ihn in's Treffen zu führen; denn in dem Proteste gegen ihn war von dieser diplomatischen Sünde anfangs fast gar nicht die Rede. Auch für Mrs. Keiley werfen wir uns nicht besonders ins Zeug. Wenn es sich hier um etwas Wesentliches handelt, so kann dies nur ein abstraktes Prinzip sein; und ein solches Prinzip ist allerdings durch des Barons Schäffer Aeußerung gegen Bayard in den Vordergrund gestellt; und es besteht selbst noch zu Recht, wenn Keiley vom Schauplatze abgetreten.

Daß der Baron diese verfänglichen Mittheilungen dem Sekretär wirklich gemacht, kann nach Vorlage der Korrespondenz durchaus nicht bestritten werden. Nach den neuesten Aufschlüssen der „New Yorker Staatszeitung“ aber wäre diese Klausel über „die Jüdin“ und „die Civilehe“ in dem Kalnoky'schen Telegramm vom 8. Mai gar nicht enthalten gewesen, und der österreichische Gesandte hätte diesen Zusatz aus seinem eigenen antisemitischen Gemüthe geschöpft. Eine andere Version will wissen, das besagte überflüssige Postscriptum wäre zwar in der Depesche gestanden, aber nur zu vertraulicher Mittheilung, nicht zum offiziellen Gebrauche, bestimmt gewesen.

Damit tritt allerdings die Angelegenheit in ein ganz neues Stadium; denn war die „Staatszeitung“, wie man annehmen darf, gut unterrichtet, dann liegt der Schwerpunkt des Aergernisses nicht in Wien, sondern im Gesandtschaftshotel

zu Washington. Von dort muß der Wiederruf, die befriedigende Erklärung ausgehen; oder es muß auf die Abberufung des Barons Schäffer gedrungen werden, welcher sich dergestalt als unfähig erwiesen hat, die Beziehungen zwischen zwei gebildeten und stolzbewußten Völkern zu vermitteln. Oesterreich aber ist in Amerika durch eine zahlreiche Einwanderung edler Geister, heller Intelligenzen, warmer Herzen, reicher Mittel vertreten; und einer Massenbeschwerde, von einer solchen Körperschaft ausgehend, kann auch im fernen Wien nicht so leicht ein kaltes Schweigen entgegengesetzt werden.

Bereits hört man aber von einer anderen Seite, daß Baron Schäffer durch zerrüttete Gesundheit — eine echt diplomatische Diagnose — für die Abberufung vorgemerkt sei. Dadurch würde allerdings die Monsterbeschwerde entbehrlich werden. So oder so, allein wir haben jedenfalls noch nicht das letzte Wort über „die Jüdin" und „die Civilehe" gehört.

10. Januar 1886.

Inland.

Philadelphia, 14. Januar.

Am vergangenen Sonntag, den 10 d. M., fand in der Mercantile-Halle die 21. Jahres-Versammlung der hiesigen jüdischen Hospital-Gesellschaft unter Vorsitz ihres Präsidenten, Hrn. Wm. B. Hackenburg, statt. Dem verlesenen Jahresbericht entnehmen wir Folgendes:

Beim Beginne des Finanz-Jahres befand sich nicht nur kein Geld in der Kasse, sondern der Verein schuldete auch noch dem Schatzmeister $961 22. Die Gesammt-Einnahmen beliefen sich auf $36,112.94; die Gesammt-Ausgaben auf $36,433 61, folglich ein Deficit in der Kasse von $320.67. Außergewöhnliche Einnahmen waren: Für Unterhalt der Insassen des „Home" $1,533.50; vom Montefiore-Fond $1,250.39; von Legaten in'sgesammt $4,350.00. Die Einnahmen von Mitglieder-Beiträgen waren $4,165, von Gönnern (patrons) $3,675. Der Hausarzt berichtet, daß im Hospital 333 und in der Dispensary 1,000 Patienten behandelt wurden. Die Insassen des Hospitals wurden zusammen 7,650 und die des „Home" 9,299 Tage, zusammen 16,949 Tage verpflegt. Außerdem wurden Aerzte, Beamte, Wärter und Bedienung 8,487 Tage beköstigt, zusammen 25,422 Tage.

Die Unkosten des Unterhaltes, die Verpflegungs-Kosten für die Angestellten und alle sonstigen Ausgaben eingeschlossen, beliefen sich auf $13,365 61 im Jahre. Während des Jahres wurden 5 Personen in das „Home" aufgenommen, 6 starben und eine Frau wurde entlassen. Gegenwärtig befinden sich daselbst 26 Insassen, 13 Männer und 13 Frauen im Alter von 55 bis 97 Jahren.

Für den Bau eines Stalles nebst Waschhaus und andere bauliche Verbesserungen wurden $6,474.08 ausgegeben.

Der Präsident empfiehlt in seinem Bericht den Bau einer Küche nebst Wasch- und Kesselhaus, außerdem eines geeigneten Heims für mindestens 50 Insassen, so daß der jetzt als Heim dienende Flügel als Abtheilung des Hospitals für Unheilbare benutzt werden könne. Zur Erlangung der dazu nöthigen bedeutenden Geldmittel wird die ernstliche Beihülfe der Mitglieder und Gönner angerufen. Zwei Direktoren, die Herren Simon W. Arnold und Morris Rosenbach, sind während des Jahres gestorben.

Zum Schluß spricht der Bericht den Aerzten, Superintendenten und sonstigen Angestellten, sowie Freunden der Anstalt für zahlreiche Geschenke seinen Dank aus.

Der Bericht des Schatzmeisters, Herr August B. Loeb, specificirt die Einnahmen und Ausgaben. Unter den Geld-Geschenken im Gesammt-Betrage von $12,343.64 heben wir als die bedeutendsten hervor: „Hebrew Charity Ball Association" $5,159.98; am Gabentag $1,983.50; von Einzelnen $1,243.27, Montefiore-Fond für ein Bett $1,250.39; P. und R. R. Co. für zwei Betten $500.00; Canstatter Volksfest-Verein $200.00; Stadt Philadelphia für Ambulanz-Dienst $875. Es wurden während des Jahres 333 Patienten im Hospital behandelt, von denen am 1. Januar ds. J. 19 in Behandlung blieben. Davon wurden geheilt 213, gebessert 69, nicht gebessert 8; 2 liefen davon und 22 starben. Von den Patienten waren 108 Nicht-Israeliten. Die Durchschnitts-Zeit der Behandlung belief sich auf 23.1 Tage. Von den sechs im alten Heim gestorbenen Personen waren zwei 83, eine 81, zwei 75 und eine 68 Jahre alt. Der älteste Insasse ist 97 Jahre alt und erfreut sich guter Gesundheit. Der Bericht, der an Einzelheiten reich ist, wird gedruckt und den Mitgliedern zugesandt werden.

Das Hospital ist ohne Schulden, denn die $8,000, welche es zu 3 Prozent von dem Levin'schen Nachlasse geliehen hat, gehören ihm eigentlich, indem dieser Nachlaß in diesem Jahre dem Hospital laut Testament des Herrn Levin etwa $15,000 auszuzahlen hat, von welcher Summe jene $8,000 ein Theil sind.

Folgende Beamte wurden einstimmig wiedererwählt: Präsident, Wm. B. Hackenburg; Vice-Präsident, Abraham Goldsmith; Schatzmeister, August B. Loeb; Sekretär, Simon A. Stern; Correspondirender Sekretär, Simon Paelzer. Direktoren, für drei Jahre: Salomon Gans, Lucien Moß, Henry S. Frank, Louis Saller; für ein Jahr: Nathan Strouse.

Mittwoch, den 13. d. M., war für das Ehepaar Levi Wolf ein Tag von dreifach freudiger Bedeutung, der Feier ihrer an diesem Tage vor 50 Jahren geschlossenen ehelichen Verbindung der Feier des 75. Geburtstages des Herrn Wolf und der glücklichen Ankunft des vierten Urenkelchens. Herr Wolf, geboren in Obermuschel (Rheinpfalz), wurde mit seiner ein Jahr älteren Gemahlin in deren Geburtsort Hinzweiler an diesem Tage vor 50 Jahren durch den verstorbenen dortigen Kantor Levi getraut. Vor 35 Jahren wanderte er mit seiner Familie nach diesem Lande aus; dieselbe zählte damals 3 Söhne und 3 Töchter, denen heute 24 Enkel und 4 Urenkel zugerechnet werden müssen. Sie waren sämmtlich am Mittwoch hier anwesend, um den mit hochverehrten Eltern das goldene Hochzeitsfest feierlich zu begehen. Die näheren Familien-Angehörigen, mit zahlreichen Verwandten und Freunden von hier und auswärts, versammelten sich am Abend in der zu dem Zwecke festlich geschmückten Mercantile-Halle zu einem Festmahle, an dem über 125 Herren und Damen Theil nahmen. Nachdem Herr Rabbiner Dr. Jastrow nach einer inhaltreichen Ansprache den fünfzigjährigen Ehebund auf's Neue eingesegnet hatte, folgten im Laufe des Abends in den Zwischenpausen ernste und heitere Reden und Trinksprüche: von Seiten des ältesten Sohnes der Gefeierten, Hrn. Simon Wolf von Washington; dessen Brüder Elias und Herman, sowie des Ex-Consuls Benj. F. Peixotto und Anderen. Einige der Enkel und Urenkel bereiteten den Großeltern freudige Ueberraschung durch den Vortrag sinniger Glückwunsch-Gedichte. Auch Frau Betty Wittgenstein hatte ein Gedicht von Louisville, ebenso Herr Claudy, Präsident des Washington Sängerbundes, dessen Ehrenmitglied Herr Simon Wolf ist, hatte ein solches von Washington gesandt. Auch Rev Fränkel, der leider durch andauerndes Unwohlsein verhindert war, an der Feier Theil zu nehmen, hatte, als alter Freund der Familie, einen poetischen Glückwunsch eingeschickt.

Außer nahezu an hundert Telegrammen und Briefen wurde auch ein eigenhändiges Glückwunsch-Schreiben von Präsident Cleveland an Hr. Simon Wolf während des Banquetts verlesen. Vorzügliche Musikvorträge würzten das Festmahl. Wir brauchen wohl nicht erst hinzuzufügen, daß es nicht an werthvollen und sinnreichen Geschenken für das Jubelpaar fehlte. Unter diesen fielen besonders die Bilder der beiden Gefeierten auf, welche unter einem aus golddurchwirkter Seide hergestellten, über deren Sitze befindlichem Thronhimmel aufgestellt waren, den Herr Wolf während seines Aufenthaltes als Consul in Egypten dort erworben hatte. Herr Consul Felix A. Matthews hatte von Tanger, Marokko, zwei Manchetten-Knöpfe, von Goldstücken dortiger Währung, für den Jubilar gesandt; Frau Wolf erhielt von ihrem Sohne Simon zwei golddurchwirkte Pantoffel u. s. w.

Höher als Feier und Geschenke schätzen wir die liebevolle Anhänglichkeit, deren sich das Jubelpaar von Seiten sämmtlicher Mitglieder ihrer Familie in so seltener Weise erfreut und die ihre alten Tage in so schöner Weise erheitert und beglückt. Möge ihnen dieser Segen noch lange zu Theil werden und es ihnen vergönnt sein, in andauernder Rüstigkeit sich noch lange des Glücks ihrer Kinder zu erfreuen, denen sie durch eine gute häusliche Erziehung und ihr eigenes Beispiel einen Schatz für's Leben mitgegeben, der sich ihnen segensreicher erwiesen hat als „Tausende von Silber und Gold!" Ein in Fassung und Inhalt ausgezeichnetes deutsches Gebet, daß Herr L. Wolf für die Gelegenheit verfaßt hatte, aber zu erregt war, es vortragen zu können, giebt beredtes Zeugniß von der frommen, gottesfürchtigen Denkungsweise des Jubilars, der, wie seine fromme, verständige Gemahlin, noch der alten, von vielen abgethanen Gewohnheit anhängt, alle gute Gaben, als von Gott kommend, durch Dank gegen den Geber zu weihen und im Glück dessen nicht zu vergessen, der Freud nach Leid sendet und dessen Güte ewig währt.

Wie wir hören, ist zu der durch den Abgang des Herrn Rev. N. Rosenau und Gemahlin erledigte Stelle als Superintendent. resp. Matrone der hiesigen jüdischen Waisenanstalt, Herr Rev. und Frau S. M. Fleischmann von Akron, O., gewählt worden. Wir bedauern, daß Herr und Frau Rosenau sich veranlaßt gesehen haben, eine Stellung aufzugeben, die sie während fünf Jahre, und zwar während der schwierigen Periode der Eröffnung der neuen Anstalt, mit anerkanntem Eifer und Erfolg versahen. Hoffen wir, daß es Herrn Fleischmann — dem ein guter Ruf von seiner Stellung, die er für beinahe sechs Jahre als Kantor und Lehrer in Akron eingenommen, vorausgeht — sowie dessen Gemahlin gelinge, sich mit den verantwortlichen Funktionen ihres demnächstigen Berufes bald vertraut zu machen und den Anforderungen desselben nach allen Seiten gerecht zu werden.

Herr Isaak Hynemann starb nach mehrwöchentlichem Unwohlsein gestern Morgen im Alter von 82 Jahren. Herr Hynemann war in Hessen-Kassel geboren und kam im Jahre 1827 nach Philadelphia. Nachdem er hier verschiedene geschäftliche Unternehmungen begonnen, ging er für einige Zeit nach Richmond, Va., wo er ein Manufakturwaaren (dry goods) Geschäft eröffnete. Nachdem er vor 30 Jahren nach hier zurückgekehrt war, etablirte er eine Straßenbesprenklung-Gesellschaft, deren Präsident er bis zu seinem Tode war. Herr Hynemann war das älteste Mitglied der Lafayette-Loge, No. 71, F. und A. M.; Mitglied der Mikweh-Israel-Gemeinde und ein thätiges Mitglied der meisten hiesigen wohlthätigen Anstalten. Sein zuvorkommendes, feines Wesen erwarb ihm viele Freunde, und seine Ehrenhaftigkeit die Hochachtung Aller, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Friede mit ihm!

Die vierzehntägige „Fair" der Anscheh Emeth Gemeinde wird am morgigen Abend zum Abschluß kommen, mit welchem finanziellen Erfolge, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht angeben, da die Schlußverlosungen das Resultat wesentlich beeinflussen. Witterungs- und Zeitverhältnisse waren eben nicht günstig; überdies läßt es sich nicht verkennen, daß die allgemeine Theilnahme an den Fairs, wenigstens von Seiten Derjenigen, die allenfalls im Stande wären, dieselben pekuniär zu fördern, vorüber ist. Die verschiedenen Gemeinden resp. deren Mitglieder werden durch die eigenen Anforderungen zur Genüge in Anspruch genommen; überdies sind die außerordentlichen Ansprüche so gewöhnlich, und die gewöhnlichen so außerordentlich, daß, selbst wenn guter Wille vorhanden wäre, es doch an den nöthigen Mitteln fehlt. Beides zusammen findet man leider nicht zu häufig.

Der von der „Association of Jewish Emigrants" soeben veröffentlichte Jahresbericht verbreitet sich über die Thätigkeit der Gesellschaft während des Zeitraumes vom Oktober 1884 bis November 1885. Wir führen hier Folgendes aus demselben an: Während des vorigen Jahres landeten hier 1076 Einwanderer, wovon 145 permanent hier verblieben und die übrigen weiter befördert wurden. Mehr wie 900 Gesuche um Unterstützungen oder Arbeits-Nachweisung gingen ein. In dem Hause der Gesellschaft, No. 930 S. 4. Straße, wurden 3,140 Mahlzeiten ausgetheilt. Die Einnahme beläuft sich auf Geschenke an Kleidern und $1,582.26 in Baar; die Ausgaben betrugen $1,805.82. Die Gesellschaft hat bei der Versendung des Jahresberichtes einen Aufruf zur Einsendung von Beiträgen, zur besseren Verfolgung ihrer Zwecke, erlassen.

Beamte der Association sind die Herren: Alfred T. Jones, Präsident; Jakob Miller, Vice-Präsident; Simon Muhr, Schatzmeister; Chas. Hoffman, Sekretär; Direktoren: Louis E. Levy, Dr. Joseph Simsohn, Max Rosenthal, J. Brylanoski, P Hammerschlag, A. M Frechie, Dr. L. W. Steinbach, Edward Hirsch, Henry S. Markus, M. G. Winstock, Max Seßler.

Philemon.

New York, 10. Januar.—Die Jahresversammlung der Direktoren des „Hebrew Technical Institute", No. 129 Grosby Str., fand gestern Vormittag unter dem Vorsitz des Präsidenten Herrn James H. Hoffman in den Räumlichkeiten der „Young Men's Hebrew Association", No. 721 Lexington Ave., statt. Aus dem Bericht des Direktors des Instituts, Henry M. Leipziger, geht hervor, daß das Unternehmen, welches vor 18 Monaten gegründet wurde und hauptsächlich von der „Hebrew Free School Association", dem jüdischen Waisenhause und den „United Hebrew Charities" unterhalten wird, in jeder Beziehung ein durchaus erfolgreiches ist. Zweck desselben ist es, israelitische Kinder, die sich sonst ihrer Mehrzahl nach dem Handelsstande zuwenden, dazu zu veranlassen, sich der Industrie und dem Gewerbe zu widmen. Die Schule ist in drei Klassen eingetheilt, in welchen außer dem Direktor noch verschiedene Lehrer unterrichten. Die Knaben, welche sich zur Aufnahme melden, müssen 12 bis 15 Jahre alt sein; die jetzige Schülerzahl beträgt 63, gegen 45 im Vorjahre. Die Lehrfächer bestehen in Arithmetik, Schreiben, Ausarbeitung von schriftlichen Auf-

gaben, Geographie und Geschichte einestheils, während die technische Erziehung Freihandzeichnen, architektonisches Zeichnen, Modelliren und den praktischen Gebrauch von Handwerkszeug in Bearbeitung von Holz und Metall in sich schließt; auch ist beschlossen, ein eigenes Departement für Holzschnitzerei (Xylographie) einzurichten. Jeder Schüler wird mit Büchern und Handwerkszeug kostenfrei versehen und wird der Unterricht unentgeldlich ertheilt. Neue Anmeldungen können jedoch vor der Hand keine Berücksichtigung finden, da bereits wegen Mangel an Raum mehrere Applikationen zurückgewiesen werden mußten. Es ist deshalb ein größeres Lokal in Aussicht genommen worden. In der ersten Klasse erhalten die Knaben Unterricht in Laubsägearbeiten, Bearbeitung von Pappe u. s. w., außer den üblichen Lehrfächern, und geht der Unterricht in den anderen Klassen stufenweise vorwärts. Zwei Jahre lang werden die Schüler in allen Fächern unterrichtet und im dritten Jahr auf ein gewisses Fach vorbereitet, so daß sie dann in ein bestimmtes Geschäft eintreten können. Das Resultat des Unterrichtes ist als sehr günstig zu betrachten, die Schüler sind über das Studium des Experimentes hinaus und werden die verschiedenen Handwerkszeuge nach vollendetem Kursus gerade so gut zu handhaben wissen, als ein beim „Meister" ausgelernter Lehrling. Der Bericht des Schatzmeisters läßt ersehen, daß die Ausgaben, nahezu an $10,000, mit den Einnahmen ungefähr gleichen Schritt hielten. Erstere werden jedoch für das laufende Jahr auf $14,000 veranschlagt, weshalb freiwillige Beiträge, deren namhafte von den Herren Jesse Seligman, Jacob H. Schiff, David L. Einstein, James H. Hoffman und Abraham Wolff während des vor. Jahres eingingen, stets willkommen sind. Zur Beschaffung der Mittel wird demnächst eine öffentliche Versammlung stattfinden, in welcher hervorragende Redner sprechen werden. Bei der gestern stattgefundenen Wahl von Beamten wurden folgende Herren wiedererwählt: Präsident, James H. Hoffman; Vice-Präsident, Leo Schlesinger; Schatzmeister, D. L. Einstein, und Secretär, H. M. Leipziger.

Ausland.

Charkow, 20. Dezember. — Unter den 1227 Studenten, welche im verflossenen Jahre die hiesige Universität besuchten, waren 791 Griechisch-Orthodoxe, 320 Juden, 69 Katholiken, 20 Evangelisch 2c.

Ostrowo, 22. Dezember. — Hier ist eine neue Vereinigung des B'nei-Brith-Ordens gegründet worden, welche in den nächsten Wochen feierlich installirt werden wird.

Berlin, 22. Dezember. — Berechtigtes Aufsehen erregt die gestern erfolgte Verhaftung eines Lederwaaren-Fabrikanten in der Königstraße (keine der beiden Firmen Ackermann), welcher gestohlene Waaren angekauft hat. Diese Nachricht dürfte unsere Leser deshalb besonders interessiren, weil der Verhaftete einer der Führer der Antisemiten in der Königsstadt ist.

München. — Die Erben des kürzlich verstorbenen Baron von Hirsch haben dem Bürgermeister 5000 Mark zur Vertheilung unter den städtischen Armen zugehen lassen. Der Verstorbene selbst hat für wohlthätige Stiftungen die Summe von ca. 100,000 Mk. letztwillig bestimmt. Diese Zuwendungen sollen theils der Stadt München, theils den Landgemeinden Planegg und Umgebung, theils den israelitischen und anderen Wohlthätigsanstalten in München zufallen.

Moskau, 17. Dezember.—Am letzten Sonntage wäre es hier beinahe zu Excessen gegen die Juden gekommen. Ein Fuhrmann hatte einen Pfänderverleiher Namens Baitscher geschimpft, wofür er von diesem an die Luft gesetzt worden war. Auf der Straße begann dieser nun zu lärmn und zu schreien, daß ihn die Juden geschlagen hätten, was alsbald eine große Masse Volkes versammelte, das laut schrie: „Haut die Juden!" Um die Aufregung des Volkes noch zu steigern, begab sich der genannte Fuhrman nochmals auf den Hof des Baitscher, warf hier die Oberkleider ab, versteckte sie und lief auf die Straße mit dem Geschrei, die Juden hätten ihn ausgeplündert. Zum Glück erschien bald darauf die Polizei, welche das Volk auseinandertrieb und den Fuhrmann verhaftete.

Pest, 8. Dezember. — Eine sehr wichtige prinzipielle Entscheidung ist von der königlichen Kurie dieser Tage geschöpft worden. Es handelte sich um den unerquicklichen und in unzähligen Fällen anhängig gemachten Streit, ob die sogenannten „Lektikal-Gebühren" (Abgaben an die Kirche) von den jüdischen Grundbesitzern entrichtet werden müßten oder nicht. Diese Streitfrage wurde bis jetzt im Verwaltungswege und in der verschiedensten Weise erledigt. Jetzt aber hat auf gegebene Veranlassung der oberste Gerichtshof sich dafür ausgesprochen, daß hierfür die Gerichte zuständig seien, und ferner, daß diese Abgabe, wenn auch ehedem auf den realen Grundbesitz vertheilt, dennoch keine Reallast, sondern eine persönliche Pflicht sei. Sie sei demgemäß nur von Katholiken, nicht aber von Akatholiken (Protestanten und Juden) zu entrichten.

Bulgarien. — David Misrachi, Lieutenant in dem von den jüdischen Gemeinden Sofia, Rustschuk, Varna, Widdin, Schumla, Sistowa und Silistria ausgerüsteten jüdischen Bataillon, sendete am 2. v. M. der „Jüd. Pester Zeitung" folgendes Telegramm: Pirot, 2. Dez. Seine Hoheit unser allergnädigster Fürst geruhte heute die jüdische Legion besonders auszuzeichnen. Seine Hoheit heftete nämlich dem Führer der Legion mit eigener Hand die goldene Medaille „für Tapferkeit" an die Brust und richtete an die kleine, noch übrig gebliebene Schaar die folgenden erhebenden Worte: „Eure gefallenen Heldenkameraden haben gezeigt, daß sie würdige Nachkommen der Makkabäer waren, und Ihr selbst habt in den Schlachten von Sliwnitza, Dragoman und Pirot bewiesen, daß Ihr an Tapferkeit und Liebe zum Vaterlande der ruhmreichen bulgarischen Armee nicht nachsteht." — Die Legion, welche 500 Mann stark war, zählt jetzt, auch die Kranken abgerechnet, kaum 250 Mann mehr.

Bukarest, 10. Dezember. — In der Presse bemüht man sich, die Judenverfolgungen und Judenbedrückungen einfach abzuleugnen und die über solche in's Ausland gedrungenen Nachrichten als boshafte Lügen darzustellen, erfunden von den bösen Juden, um das Ansehen des rumänischen Reichs zu schädigen. Ein schlaues Blatt ist auf den Einfall gekommen, für diese Behauptung den unumstößlichen Beweis durch die Statistik zu führen. Es stellt als Thatsache hin, daß die jüdische Bevölkerung sich während der letzten Dezennien bedeutend vermehrt habe, während die christliche erheblich im Abnehmen begriffen sei.

(Ja, Herr Antisemit, das kommt vom Saufen, Raufen, Faullenzen und ——, was die rumänischen Bojaren so gerne thun.— „Deborah.")

Petersburg, 9. Dezember. — Von Seiten der Oberpolizeibehörde ist der Befehl ergangen, alle diejenigen Juden der Stadt zu verweisen, welche ein Gewerk mit Gehülfen betreiben, ohne daß sie den authentischen Nachweis liefern, daß sie selbst werkthätig sind und gar keiner andern Beschäftigung obliegen.

„Ein deutscher Minister"

heißt die neue, für die „Deborah" von dem berühmten Schriftsteller, Herrn S. Kohn, geschriebene große Novelle, die mit Nummer 28, den 8. Januar, in der „Deborah" angefangen hat.

Wir machen das Publikum besonders auf das Erscheinen dieser spannenden Novelle aufmerksam.

Es ist seit langer Zeit keine solche Original-Arbeit in Amerika erschienen.

Für Nichtsubscribenten ist jetzt die Zeit, die „Deborah" zu bestellen, und wünschen wir, daß Diejenigen, die diese Novelle vollständig besitzen wollen, sofort ihre Adresse einschicken mögen.

Für Freunde in Deutschland würde die Zusendung dieses Blattes gewiß eine freudige Erinnerung an den in Amerika wohnenden Zusender sein.

Jährlicher Subscriptions-Preis: $2.00. Nach Europa $2.50.

Verlobungen.

Herr H. Bernberg von New York mit Frl. Jenny Simpson von St. Joseph, Mo. Keine Karten.

Herr Henry Alexander von Troy, N. Y., mit Frl. Matilda Solomon von Cincinnati, O. Keine Karten.

Herr Moses B. Wise mit Frl. Clara Lehman, beide von Portsmouth, O.

Herr Joe Fried von Savannah, Ga., mit Frl. Hattie Kuttner von Rome, Ga.

Herr Emil J. Rosenthal von Pittsburg, Pa., mit Frl. Carrie Reinach von Cincinnati, O.

Todesfälle.

Starb in Portland, Oregon, am 12. Januar 1886, Frau

Henrietta Bachrach,

Wittwe von Isaak A. Bachrach von Richmond, Va. Die Verstorbene war in Hainsfurth, Bayern, geboren.

Heiraths-Gesuch.

Eine deutsche gebildete Dame von 30 Jahren wünscht mit einem wohlhabenden Herrn oder Wittwer behufs Verheirathung in deutsche Correspondenz zu treten.

Man adressire: I. P.,
Office dieses Blattes.

Stelle-Gesuch.

Ein jüdisches Mädchen verlangt eine Stelle in einer jüdischen Familie als Hausarbeiterin.

Nachzufragen No. 518 John Straße, nahe Liberty Str., im 2. Stock.

2t

„Ein deutscher Minister."

THE GREATEST ORIGINAL

JEWISH NOVEL

Ever Published in This Country. Written by the Noted Writer,

S. KOHN,

AUTHOR OF

"GABRIEL,"

WAS BEGUN ON JANUARY 15, IN

DIE DEBORAH.

NOW IS THE TIME TO SUBSCRIBE.

Subscription Price, $2.00 a year, or to subscribers to "AMERICAN ISRAELITE," one dollar